

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 28 (1972)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

G. SCHOLEM, *Über einige Grundbegriffe des Judentums*. Edition Suhrkamp SV, Redaktion Günther Busch. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1970. 170 S.

Eine Veröffentlichung von Prof. G. Scholem auf dem Gebiete der jüdischen Mystik bedarf wohl keiner Empfehlung: er ist heute der international anerkannte Fachmann auf diesem Gebiet.

Die in diesem handlichen Bändchen in Taschenbuchformat enthaltenen Beiträge gehen auf Vorträge zurück, die Sch. von 1957 bis 1965 auf den jeweiligen Eranos-Jahrestagungen in Ascona gehalten hat. Zwei der Vorträge haben rein kabbalistische Themen zum Gegenstand: 1. *Das Ringen zwischen dem biblischen Gott und dem Gott Plotins in der alten Kabbala*, und 2. *Schöpfung aus Nichts und Selbstverschränkung Gottes*. Die beiden anderen Aufsätze behandeln Themen von allgemeiner Bedeutung für das Verständnis des Judentums, unter Berücksichtigung der mystischen Komponente: 3. *Offenbarung und Tradition als religiöse Kategorien im Judentum*, und 4. *Zum Verständnis der messianischen Idee im Judentum*.

Besonders aufschlussreich, auch und in erster Linie für nichtjüdische Leser, ist Beitrag 4, da ja doch immer wieder bei christlichen Auseinandersetzungen mit dem Judentum diesem gerade auf dem Gebiete des Messianismus gerne Positionen untergeschoben werden, die dem christlichen Vorstellungsbereich entstammen und keineswegs dem jüdischen Messiasbild entsprechen. Sch. sagt es ja zu Beginn seines Vortrags mit aller wünschenswerten Deutlichkeit: «Es ist ein völlig anderer Begriff von Erlösung, der die Haltung zum Messianismus im Judentum und Christentum bestimmt, und gerade, was dem einen als Ruhmestitel seines Verständnisses, als positive Errungenschaft seiner Botschaft erscheint, wird vom anderen am entschiedensten abgewertet und bestritten» (S. 121). Er weist auch sehr richtig darauf hin, dass sich im alten rabbinischen Judentum, in dessen messianischer Konzeption aufgrund des stark apokalyptischen Einflusses das katastrophale Element stark in den Vordergrund gerückt erscheint, die *Person* des Messias merkwürdig schwach profiliert. Sch. charakterisiert das sehr treffend dadurch, dass er bemerkt, man könne fast sagen, das rabbinische Messiasbild sei «überdimensioniert und dadurch wieder ins Undeutliche geraten» (S. 142). Daraus erklärt sich auch die zögernde und vorsichtige Haltung der Halacha (rabbinische Gesetzesentscheidung) zum Messianismus, die dann bei den grossen Religionsphilosophen des Mittelalters, ganz besonders bei Maimonides, zu einer weitgehenden Rationalisierung führt.

Umgekehrt tritt aber in der kabbalistischen Strömung wieder eine Radikalisierung der Messiasidee ein. Die Auseinandersetzung zwischen den beiden Richtungen wird hauptsächlich auf exegetischem Gebiet geführt, wo man durch verschiedenartige hermeneutische Deutungsregeln auch zu grundverschiedenen Interpretationen der von beiden Richtungen anerkannten biblischen Ausgangsaussagen kommt. Versuche einer Vereinheitlichung der beiden Strömungen in einer Art messianischer Synopse werden dann von Don Isaak Abarbanel (um 1500) und von R. Juda Löw b. Bezalel aus Prag, dem «hohen Rabbi Löw» († 1609), unternommen.

Das Nachwort: *Aus einem Brief an einen protestantischen Theologen* ist höchst instruktiv für die Gegensätze zwischen dem jüdischen und einem ganz bestimmten christlichen Messiasverständnis. K. H.

L. SCHAYA, *The Universal Meaning of the Kabbalah*. George Allen & Unwin Ltd, London 1971. 180 S.

Es handelt sich um eine englische Übersetzung des 1958 in französischer Sprache erschienenen Buches *«L'Homme et l'Absolu selon la Kabbale»* (Edit. Buchet/Chastel, Corrêa, Paris), das seinerzeit in der Fachwelt eine gute Aufnahme gefunden hat.

Neben der in der Hl. Schrift niedergelegten und der später im älteren rabbinischen Schrifttum kodifizierten «mündlichen Tradition» kennt das Judentum als dritten Überlieferungszweig die esoterische Tradition, deren Aufgabe es ist, über den Schriftsinn und seine in der mündlichen Überlieferung gegebene Interpretation hinaus die *sitrei* oder *razei Torah*, die «Geheimnisse der Torah» zu offenbaren, und damit ihren wahren, letzten Charakter als Mysterium der göttlichen Weisheit.

Die esoterische Tradition hat eine Unmenge von Spekulationen angeregt und hat in einer reichen Literatur ihren Niederschlag gefunden, deren Anfänge historisch kaum greifbar sind und die bis heute ungebrochen weitergeht. In historischer und textkritischer Hinsicht sind heute auf dem Gebiete der Kabbala wohl die Studien von Prof. Scholem massgebend. Der Vf. anerkennt voll und ganz das grosse Verdienst von Prof. Scholem, doch liegt sein Ausgangspunkt auf einer ganz anderen Ebene: ihn interessieren in der Kabbala vor allem die Elemente, die sich historisch und philosophisch nicht fassen lassen. Diese Aspekte behandelt er in acht relativ kurzen Kapiteln. Dazu angesichts der ungeheuren Fülle des Materials imstande zu sein, zeugt schon allein von einer tiefen Sachkenntnis.

Da S. über alle Vorstellungen und Formulierungen hinaus das Wesen der göttlichen Offenbarung im Auge hat, ist sein Buch gewiss eine nützliche und instruktive Lektüre für alle, bei denen dieses Element im Vordergrund des Interesses steht. K. H.

E. JANSSEN, *Das Gottesvolk und seine Geschichte*. Geschichtsbild und Selbstverständnis im palästinensischen Schrifttum von Jesus Sirach bis Jehuda ha-Nasi. Neukirchener-Verlag, Neukirchen-Vluyn 1971. 212 S.

Der Vf., der jetzt Lehrbeauftragter für die Wissenschaft des Judentums an der Universität Hamburg ist, interessiert sich vor allem für das Geschichtsbild der «Tradenten» des Judentums in den einzelnen Perioden, die er behandelt, und die von Jesus Sirach (gegen 200 v. Chr.) bis zu Rabbi Jehuda ha-Nassi (man muss den Namen phonetisch wohl so transkribieren, weil sonst das scharfe s (*sin*) nicht zum Ausdruck kommt), also bis ungefähr 200 n. Chr. reicht. Mit W. Schlegel (*Geschichtsbild und geschichtliche Bildung*, Weinheim 1961) definiert J. das Geschichtsbild als «Wertung der Fakten der Geschichte», unter Hervorhebung des «Subjektiven und Einmaligen» (nach W. Hofer, *Geschichte zwischen Philosophie und Politik*, Stuttgart 1956).

J. rückt bei seiner Beurteilung der tannaitischen Periode (die mit R. Jehuda ha-Nassi zuende geht) vom Urteil D. Rösslers (*Gesetz und Geschichte*, Untersuchungen zur Theologie der jüd. Apokalyptik u. d. pharisäischen Orthodoxie, WMzANT 3, Neukirchen 1962) ab, der die Entwicklung eines Geschichtsbildes nur bei den Apokalyptikern feststellen zu können glaubt, aber den Autoren der anderen nachkanonischen Schriften wie 1. Makk. und Jesus Sirach und vor allem den Tannaiten (Lehrer der Mischna) diese Absicht unter dem Hinweis völlig abspricht, dass sie die Geschichte in eine reine Weisheitslehre umfunktionieren.

O. H. Steck (*Israel und das gewaltsame Geschick der Propheten*. Untersuchungen zur Überlieferung des deuteronomistischen Geschichtsbildes im A. T., Spätjudentum und Urchristentum, WMzANT, Neukirchen 1967) vertritt gegen Rössler den Standpunkt, dass vom Abschluss des Kanons bis in die rabbinische Zeit hinein das deuteronomistische Geschichtsbild vorherrschend war, das so auch auf die Apokalypsen, die Pseudepigraphen und die Damaskusschrift bestimmend einwirkt. Es besteht demnach auch hinsichtlich des Geschichtsbildes eine echte Kontinuität zwischen den kanonischen und den nachkanonischen Schriften.

J. erarbeitet aus den von ihm analysierten Schriften eine Reihe von Geschichtsbildern, berücksichtigt aber von Haus aus die parallel mit den Dokumenten vorhandene — und ihnen auch zugrundeliegende — *mündliche Tradition*, der im Judentum eine so grosse Bedeutung zukommt. Derartige Geschichtsbilder ergeben sich auch aus den älteren rabbinischen Schriften. Innerhalb dieser Vielzahl zeichnen sich dann nach J. drei Grundtypen jüdischen Selbstverständnisses ab: 1. ein *priesterlicher*, auf das kultische Handeln hin orientierter, 2. ein *nationaler*, bei dem das Land Israel im Mittelpunkt steht, und 3. ein *apokalyptisch-eschatologischer* Grundtypus. Bei den Rabbinen kommen dann diese drei Grundtypen jeweils in abgewandelter Form wieder zum Vorschein. Von entscheidender Bedeutung für das Selbstverständnis des jüdischen Volkes ist letzten Endes — mit R. Jehuda ha-Nassi — der *priesterliche Geschichtsbegriff* geworden, der in Israel die sakrale Mitte der Völkerwelt sieht. Der «priesterliche» Dienst Israels an der Welt besteht im Studium der Gotteslehre und im Leben nach ihren Normen.

J. hebt hervor, dass alle Elemente dieser verschiedenen Geschichtsbilder schon im A. T. in Ansätzen vorhanden sind und dass es sich demnach in der Folgezeit um eine kontinuierliche Entwicklung handelt, die auch die rabbinische Periode einschliesst. Auch das Bewusstsein der Bindung an das Land Israel als Gabe Gottes hat das Volk nie verlassen, und gerade dieses Element ist in seiner heutigen Aktualisierung ein wichtiger Faktor für die Kontinuität des jüdischen Selbstverständnisses im Laufe der Geschichte. K. H.

S. BEN-CHORIN, *Mutter Mirjam*. Maria in jüdischer Sicht. Paul List-Verlag, München 1971. 220 S. mit Personen- und Bibelstellenregister. 18DM / 22.30 sFr.

Die «Wiederentdeckung» des Judentums innerhalb des Christentums hat auch im Judentum ihre Parallele, doch wäre es richtiger, dabei nicht global von Judentum und Christentum zu sprechen, sondern von gewissen christlichen Kreisen und einer ganz bestimmten jüdischen Richtung. Jedenfalls mehren sich seit einigen Jahrzeh-

ten die Versuche auf jüdischer Seite, das Christentum als historischen Faktor — natürlich unter Ausschluss aller theologischen Weiterungen — und damit auch die Schlüsselgestalten des Frühchristentums ins Judentum zu «reintegrieren».

Der bekannte jüdische Publizist und liberale Theologe Schalom Ben-Chorin hat auf diesem Gebiet durch seine beiden in den letzten Jahren veröffentlichten Monographien «Bruder Jesus» und «Paulus» bereits Vorarbeit geleistet. Nun wendet er sich der Gestalt Mariens, der Mutter Jesu, zu. Angesichts der Stellung, die ihr vor allem im römischen Kirchenbereich eingeräumt wurde, kann der Versuch B.-Ch.'s, das Leben Marias nun im menschlich-historischen Rahmen des jüdischen Galiläa der herodianischen Zeit zu schildern, gewiss dazu beitragen, manche mariologische Positionen auf ein auch gesamtchristlich gesehen erträglicheres Mass zu reduzieren. Der Vf. betont, dass es sich dabei natürlich um keine biographische Skizze handeln kann, für die es an fast allen Unterlagen gebricht, sondern um eine reine Milieuschilderung.

Damit soll nun nicht gesagt sein, dass ein Christ dem Vf. in allem folgen wird, aber das ist auch gar nicht B.-Ch.'s Absicht. Zwischen der «Hyperdulia», die die römische Kirche bis heute Maria offiziell zuerkennt — in der Praxis, das heisst im Empfinden des Kirchenvolks, ist auch dabei eine Normalisierung im Gange, die der gegenwärtige Papst durch seine gelegentlichen Äusserungen über dieses Thema wohl ebensowenig ungeschehen machen kann wie viele andere Erscheinungen ähnlicher Art — und dem von B.-Ch. entworfenen Bild steht die junge jüdische Frau aus Nazareth gegenüber, die denjenigen geboren hat, der für viele Christen nicht nur der «Bruder Jesus», sondern darüber hinaus die vollkommenste Offenbarung der überströmenden Liebe Gottes zu den Menschen ist. K. H.

W.-O. DREESSEN, *Akêdas Jizhak*. Ein altjiddisches Gedicht über die Opferung Isaaks. Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Bd. II. Eine Veröffentlichung des Instituts für die Geschichte d. Deutschen Juden, Hamburg. Herausgegeben v. Dr. H. M. Graupe. Leibniz-Verlag, Hamburg, 1971, 191 S.

Die Veröffentlichungen von L. Fuks, Amsterdam, haben in den beiden letzten Jahrzehnten das kultur- und sprachwissenschaftliche Interesse für die alte jiddische Literatur geweckt. Die vorliegende Arbeit wurde vom Vf. 1970 als sprachwissenschaftliche Dissertation der Universität Hamburg vorgelegt.

Akêdas Jizhak, die «Bindung (= Fesselung) Isaaks (am Altar)», ist ein Volksbuch, in dessen Mittelpunkt, wie es der Titel sagt, die biblische Erzählung von der Opferung Isaaks in 1. Mo. 22, 1—20 steht, der im Midrasch und, im Anschluss daran, in der synagogalen Liturgie eine so grosse Bedeutung zukommt. Das Werk ist in verschiedenen Handschriften und Drucken auf uns gekommen, und das ist ein Zeichen für seine weite Verbreitung.

Ist angesichts der ziemlich uneinheitlichen Textüberlieferung eine genaue Datierung möglich? Das *‘Aqedah*-Thema wird mit dem ersten Kreuzzug (1096) und den unsäglichen Leiden, die er über die Judengemeinden des Rheinlands bringt, auch im liturgischen Bereich neuerdings sehr aktuell. W. Staerk — A. Litzmann (*Die jüd.-deutschen Bibelübersetzungen von den Anfängen bis zum Ausgang des*

18. Jhdts. Frankfurt/M. 1923) haben vorsichtig «das 15. Jahrhundert» vorgeschlagen, aber D. hält auch das noch für zu hoch gegriffen: «Doch ist die vorsichtige Datierung von St.-L. . . . eher herab- als hinaufzusetzen» (S. 61). Die Grundlage für das volkstümliche Reimepos bildet der *Midrasch Wajoscha* (zu 2. Mos. 14, 30 — 15, 18), einer der sogenannten «kleinen Midraschim», der wohl ursprünglich eine synagogale Homilie für den 7. Tag des Passahfestes oder den «*Schabbat Schirah*», an dem das Mose-Lied in der Synagoge zur Verlesung kommt, gewesen zu sein scheint.

Als Ausgangspunkt dient 2. Mos. 14, 30: «So errettete der Herr Israel an jenem Tage aus der Hand der Ägypter, und Israel sah die Ägypter tot am Gestade des Meeres liegen.» Im Midrasch tritt nun Satan auf den Plan, der Abraham daran hindern will, seinen Sohn zu opfern und der unter anderem auch versucht, die beiden in einem Strom, in den er sich verwandelt, zu ertränken. Doch auf Abrahams Gebet hin versiegt der Strom und der Patriarch und sein Sohn stehen wieder am Trockenen. Das Gedicht *Akedas Jizhak* leitet die Intervention Satans folgendermassen ein (S. 119):

Mit dem wasser maint er zu wéren,
dass Avrom sölt wider kerén:
«er wert sich der tiefen wassér nit beschwerén!»
aber Avrom vér trou'et got dem herén

Der jidische Text wird in Transkription gebracht (an sich schreibt man Jiddisch mit hebräischen Buchstaben), was auch dem des hebräischen Alphabets unkundigen Leser die Lektüre ermöglicht. Ein Kommentar hilft über alle sprachlichen und inhaltlichen Schwierigkeiten hinweg.

Der Vf. verdient alles Lob für diese saubere und kompetente Arbeit in einer schwierigen Sparte, die nicht nur solide linguistische Kenntnisse, sondern auch eine gewisse Vertrautheit mit der rabbinischen Tradition voraussetzt. K. H.

E. FLEISCHMANN, *Le Christianisme «mis à nu»*. La critique juive du christianisme. Librairie Plon, Paris 1970. 240 S.

Angesichts des Titels hätte man erwarten können, eine grundsätzliche ideologische Auseinandersetzung des Judentums mit dem Christentum vorzufinden. Das ist nun aber nicht der Fall. Der Vf., der bereits durch zwei Publikationen über Hegel als philosophischer Autor hervorgetreten ist, analysiert im vorliegenden Werk in fünf Kapiteln die Haltung jüdischer Denker zum Christentum seit der Zeit der «Aufklärung». Die bekanntesten dieser Denker sind Moses Mendelssohn, Joseph Salvador, J. L. Steinheim, Abraham Geiger, Elie Benamozegh, der Neukantianer Hermann Cohen und Franz Rosenzweig, der Autor des «Sterns der Erlösung» und wohl derjenige jüdische Denker, der in der positiven Würdigung des christlichen Phänomens am weitesten gegangen ist.

Der Vf. bemerkt in seinem Vorwort sehr richtig, dass bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine *echte* jüdische Auseinandersetzung mit dem Christentum durch die politische Lage der Juden eine Unmöglichkeit war, so dass man bis dahin praktisch auf dem Niveau der «Disputationes» blieb, die nach einem stereotypen

Schema von Zeit zu Zeit veranstaltet wurden und bei denen es darum ging, die Juden, oft mit «handfesten» Argumenten, von ihrem «Irrtum» zu überzeugen. Auf jüdischer Seite gibt es ebenfalls — dort, wo das technisch möglich war — eine reiche *Wikkuach-Literatur* (also «Adversus Christianos»), doch handelt es sich auch dabei um kein theologisches Gedankengut, sondern grossteils um einen rein hermeneutischen Streit über den Sinn von A. T.-Stellen, die von den Christen für ihre Argumentation herangezogen werden. Eine Ausnahme bildet vielleicht Leon da Modena (1571—1648), der aber andererseits eine wenig einheitliche und auch umstrittene Persönlichkeit ist.

F. betont, dass sein Buch keineswegs «double emploi» mit der bereits 1938 erschienenen Schrift von G. Lindeskoog: «Die Jesusfrage im neuzeitlichen Judentum» macht, da L. die ganze Frage vom rein theologischen Standpunkt her gesehen hat und sie also keineswegs auf geistesgeschichtlicher Grundlage behandelt. Es ist richtig, dass zur Schaffung eines Klimas, in dem ein *echter* Dialog zwischen Juden und Christen möglich werden soll, eine rein einseitige *petitio principii* einen schlechten Ausgangspunkt darstellt.

Während die Ansichten eines Mendelssohn, Salvador und Steinheim über Judentum und Christentum grossteils sehr überlebt anmuten, bleiben Benamozegh und vor allem Franz Rosenzweig höchst aktuell. K. H.

The Jews of Czechoslovakia. A collection of essays describing the story of Jewish participation in every aspect of Czechoslovak life between the two World Wars. The Jewish Publication Society of America, Philadelphia 1968. 1. Bd. 583 S. \$ 9.00.

Da der vorliegende Band das jüdische Leben in der Tschechoslowakei behandelt, müsste er sich rein thematisch auf die Zeit zwischen 1918 und 1939 beschränken, als ein Staat dieses Namens als einer der Nachfolgestaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie existierte, in dessen Rahmen eine sehr lebendige jüdische Gemeinschaft lebte. Dass das nicht geschehen kann und dass die Verfasser der einzelnen Monographien immer wieder auf die Zeit vor 1918 zurückgreifen müssen, ist ein Beweis für die Komplexität des Problems. Die Herausgeber waren sich dessen auch voll und ganz bewusst. Deshalb gaben sie diesem Gedenkband ja auch den Titel «Die Juden der Tschechoslowakei» und nicht etwa «Die tschechoslowakischen Juden». Denn diesbezüglich muss man wohl mit Prof. G. Vajda, Paris (in seiner Rezension des vorliegenden Buches in der *Revue des Etudes Juives*), sagen, dass die Gründung eines Nationalitätenstaates noch kein jüdisches Kollektivbewusstsein schafft.

Die Juden der Tschechoslowakei waren ein Mosaik so ziemlich aller jüdischen Tendenzen und Schattierungen, und das je nach den historischen Gegebenheiten: Assimilation und kulturelle «Eindeutschung» in weiten Gebieten von Böhmen und Mähren, mit Resten von jüdischem Traditionalismus in den durch fortgesetzte Abwanderung seit 1848 zu Kleingemeinden herabgesunkenen früheren geistigen Zentren des südmährischen Judentums (Nikolsburg); stark jüdisch-bewusste Infrastruktur in der bis 1918 den «Ländern der ungarischen Krone» angehörenden

Slowakei, mit dem Einbruch deutscher — und, in geringerem Masse — magyarischer Kultur einerseits und starrer jüdischer Orthodoxie (Pressburg) andererseits; völlig traditionsgebundene, jiddisch-sprechende Bevölkerung in Karpato-Russland (Munkacs), unter der geistigen Herrschaft von — sich einander heftig befehdenden — Chassidim-Rabbis. Dazu kommt dann, hauptsächlich in Böhmen selbst, die Stellung des jüdischen Elements zwischen zwei Kulturkreisen, von denen sich der eine, der tschechische, in der Monarchie als unterdrückt und zweitrangig empfindet (was er wohl lange Zeit hindurch auch wirklich gewesen ist), während der andere, der deutsche, die «dominierende Schicht» repräsentiert. Durch ihre — auch von der Regierung durch die auf die josefinische Zeit (1780—1790) zurückgehende Errichtung von jüdischen Schulen mit deutscher Unterrichtssprache geförderte — weitgehende «kulturelle Eindeutschung» (vorher sprachen auch die Juden in Böhmen und Mähren ihr eigenes Idiom, das sogenannte «Westjiddisch») erschienen sie den Tschechen oft als «Verbündete der kulturellen Unterdrücker», während sie von der deutschen Bevölkerung, überhaupt seit dem Erstarken der «Grossdeutschen Bewegung» im Gefolge des Krieges zwischen Oesterreich und Preussen, im Jahre 1866, als Juden und damit als «Fremdstämmige» abgelehnt wurden. Das hat dann wieder zahlreiche Juden in die Arme des tschechischen Kulturkreises getrieben, in dem manche von ihnen durch ihr Wohngebiet bedingt sowieso von Haus aus lebten.

In dieses Mosaik von Tendenzen führt uns der vorliegende Sammelband, in dem der Reihe nach die verschiedenen Aspekte des jüdischen Lebens in der Tschechoslowakei auf der Basis einer soliden historischen Einführung (Teil I) behandelt werden: Die gesetzliche Stellung (Teil II), das religiöse Leben und seine Organisation (Teil III), das wirtschaftliche Leben (Teil IV), Juden in Literatur, Presse und Verlagswesen (Teil V), Juden in der Musik (Teil VI).

Mit dem Judentum der Tschechoslowakei ist ein überaus reicher Sektor jüdischen Lebens in Mitteleuropa zugrundegegangen, der es verdient, in seinen Teilaspekten auch von der Generation nicht vergessen zu werden, die ihn nicht mehr aus eigener Anschauung gekannt hat und für die er bereits zur Geschichte geworden ist.

Das Buch wurde im Auftrag der *Society for the History of Czechoslovak Jews* herausgegeben. K. H.

Kollektiverziehung im Kibbuz — Texte zur vergleichenden Sozialisationsforschung.

Herausgegeben von Ludwig Liegle. Piper-Verlag München. Paperback, 338 S., DM 15.80.

Fragen der Erziehung sind in den letzten Jahren in einem Masse öffentlich geworden wie es früher nur schwer denkbar gewesen wäre. Eine weitgehende Problematisierung pädagogischer Stile scheint darüberhinaus durch die Massenmedien auf die Sozialwissenschaften zurückgewirkt und neue, aus der Erziehungspraxis kommende Fragestellungen evoziert zu haben. Zu den vielfältigen Beschäftigungsformen mit pädagogischer Problematik gehört auch das Bereitstellen von Informationsmaterial über andere Sozialisationsformen, beispielsweise der vorliegende Sammelband «Kollektiverziehung im Kibbuz». Dass solche Literatur

nicht allein wissenschaftliches, sondern auch praktisches Interesse beanspruchen darf, ergibt sich aus der eigene Erziehungspraktiken relativierenden Wirkung, die andere pädagogische Modelle allenthalben erzielen. Darüberhinaus verstärkt sich das allgemeine Problembewusstsein, eigene Erziehungspraktiken können in dem solchermassen erweiterten pädagogischen Verständnisraum besser begriffen werden.

Die Kibbuzerziehung ist nach Auskunft des Herausgebers das konsequenteste und am längsten praktizierte Modell kollektiver Erziehung. Ihre besondere Bedeutung bezieht sie aus dem Versuch der theoretischen und praktischen Vereinigung von Psychoanalyse und Sozialismus. Die eben getroffene Feststellung, die Kibbuz-Erziehung sei das am längsten praktizierte Modell kollektiver Erziehung, kann selbstverständlich nicht bedeuten, dass über alle Bereiche bereits ausreichendes wissenschaftliches Erfahrungsmaterial vorliegt. Die in diesem Band versammelten Arbeiten lassen einmal einen stark fragmentarischen Charakter bisher möglicher verlässlicher Aussagen erkennen, zum andern scheinen weite Teile der Auseinandersetzungen sehr abweichend bis kontrovers. Dies scheint besonders bei der geistigen und emotionellen Entwicklung des (Klein-)Kindes zuzutreffen, wo Trennungsangst, Mutterdeprivation u.ä. Faktoren eine grosse Anzahl sozialisationswissenschaftlicher Ansätze ermöglichen, deren Ergebnisse dementsprechend divergieren.

Von der Rechtfertigung des Erziehungsexperimentes her jedoch scheinen die Verfechter der Kibbuzim nachträglich sanktioniert: zumindest wird von so gut wie allen hier vertretenen Forschern eine stark sozial-orientierte Aktivität innerhalb der Kibbuzim registriert. Die Identifikation mit der Gruppe erreicht gesamt durchschnittlich ein Mass, wie es von anderen Erziehungsmodellen her unbekannt ist. Zu dieser Aussage erscheint die ergänzende Bemerkung sinnvoll, dass die Gruppe den Einfluss und die Bedeutung der Familie zwar mindert, aber nicht beseitigt, wie Kritiker fürchteten. Und die erhaltenen Bindungen zur Familie scheinen durchweg positiv zu sein.

Hingewiesen sei noch kurz auf Martin Bubers Aufsatz «Pfade in Utopia» von 1947, der heute so aktuell ist wie zur Zeit seines Entstehens. Es heisst da unter anderem: «...ist der objektive Urgehalt der kooperativen Bewegung als die Tendenz der Gesellschaft zur Restrukturierung, zur Wiedergewinnung des inneren Zusammenhangs in neuen tektonischen Formen, zu einer neuen consociatio consociationum zu erkennen. Es ist grundfalsch, diese Tendenz deswegen als romantisch oder utopisch anzusehen, weil sie sich in ihrer Frühzeit zuweilen mit romantischen Reminiszenzen und utopischen Phantasien verknüpft hat. In ihrem Grundwesen ist die durchaus topisch und konstruktiv, d. h. sie meint Änderungen, die unter den gegebenen Bedingungen und mit den gegebenen Mitteln durchführbar sind. Und psychologisch ist sie auf einem ewigen, wenn auch sehr oft niedergehaltenen, ja betäubten Bedürfnis des Menschen begründet: dem, sein Haus als eine Kammer in einem grösseren umfassenden Bau empfinden zu dürfen, in dem er daheim ist und dessen Insassen ihm in ihren Begegnungen mit ihm, in ihrem Zusammenwirken mit ihm sein eigenes Wesen und Leben zu bestätigen.»

Manfred Bosch